

Alleinverdiener oder Familienpapi?

Diskussion um die Rolle des Mannes

Von Simone Keller

Basel. In der Skulpturhalle Basel ist der Geist der Antike spürbar: Zahlreiche Statuen von jungen, sporttreibenden Männern füllen einen langen, schmalen Raum, der zu beiden Seiten von Tribünen umgeben ist. Im Rahmen der Ausstellung «Wann ist ein Mann ein Mann?» diskutierten am Mittwoch Marco Caimi (Männerarzt), Markus Theunert (Präsident von männer.ch), Michèle Binswanger (Autorin und Journalistin) sowie Andrea Maihofer (Leiterin des Zentrums Gender Studies der Universität Basel) die Frage: «Sind Männer noch das starke Geschlecht?»

Bereits die erste Frage «Was ist Stärke?» löst gegensätzliche Meinungen aus. Während Andrea Maihofer Stärke über die gängigen Attribute – Muskeln, Fitness, Durchsetzungsvermögen – definiert, betont Marco Caimi eine andere Seite: Stark sein bedeutet auch, Schwächen eingestehen zu können. Doch diese Sichtweise hat sich in der Gesellschaft noch nicht durchgesetzt. Der ideale Mann ist noch immer der starke Mann, da sind sich die vier Gesprächspartner einig. Aktuelle Tendenzen, wie beispielsweise eher feminin gekleidete, aber dennoch heterosexuelle Männer, sind nur ein Kratzen an der Oberfläche. Das Männerbild ändert sich damit nicht. «Die androzentrische Sichtweise – der Mann als Mittelpunkt und Massstab – ist noch immer vorherrschend», so Theunert. Ziel sei es, die Norm der Männlichkeit zu knacken.

Doch dies ist einfacher gesagt als getan. Die Veränderung des Rollenbildes führt zur «Krise der männlichen Identität». Maihofer benennt zwei Aspekte die-

ser Krise: Einerseits verlieren die Männer ihren Status als Alleinernährer, wodurch sie sich weniger männlich fühlen, andererseits sind männliche Werte in der Gesellschaft nicht mehr überall realisierbar. «Momentan gibt es eine unglaubliche Doppelbelastung für den Mann. Es ist nicht mehr klar definiert, was ein guter Mann ist. Zwei Männerbilder – das alte und das neue – konkurrieren miteinander», so Theunert.

Keine Gefühle zeigen

Der Alleinverdiener, der seine Gefühle nicht zeigt und mehr Zeit ausser Haus als zu Hause verbringt gegen den einfühlsamen, teilzeitarbeitenden Familienvater also.

Der Ausweg aus diesem Dilemma gestaltet sich schwierig. Die Sozialisation gibt vor, dass es unmännlich ist, seine Innenwelt preiszugeben, ja überhaupt eine Innenwelt zu besitzen. Zudem fehlen konkrete, männliche Vorbilder. Nicht nur die häusliche, sondern auch die schulische Erziehungsarbeit wird zumeist von Frauen verrichtet, was dazu führt, dass sich junge Männer an medialen Idealen orientieren.

Für die Zukunft wünschen sich Binswanger und Maihofer, dass es eine Vervielfältigung der Geschlechter gibt. Natürlich nicht im biologischen, sondern im sozialen Sinne. Dass es nicht mehr nur «den» Mann und «die» Frau gibt, sondern dass eine Pluralisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit stattfindet. Und dass «Stärke» nicht mehr unbedingt Männlichkeit ausmacht. Was die beiden Frauen freuen dürfte: Das Kunstmuseum Bern zeigt momentan die Ausstellung «Das schwache Geschlecht – Neue Mannsbilder in der Kunst».



Mann, mach sauber! «Ich will kein abwesender Vater sein», sagen sich viele Männer heute und helfen bei der Haus- und Erziehungsarbeit mit. Foto Keystone

«Es gibt auch eine Furcht...»

Fortsetzung von Seite 21

Und warum, denken Sie, ist das so?

Ich weiss es nicht. Vielleicht treibt die Intellektuellen der Instinkt der imaginären Fürsorge an.

Wie würden Sie die Mentalität der Roma umreissen?

Ihre Herzlichkeit und Offenheit haben meine Erfahrungen geprägt. Sie erschienen mir nie als gehässig oder niederträchtig. Ich habe nie erlebt, dass mir die Roma die Tür verweigert hätten. Auf Freundlichkeit reagieren sie freundlich.

Wie steht es um den Aberglauben? Der nimmt im Buch ein ganzes Kapitel ein.

Restbestände eines magischen Weltbildes sind überall vorhanden. In Rumänien ist der Glaube an schwarzmagische Kräfte stark, in Ungarn und Tschechien weniger. Anders als die katholischen Sinti in Deutschland würden rumänische Zigani kaum zu einer Madonnenwallfahrt pilgern, sondern bei Alltagsschwierigkeiten eher eine Wahrsagerin aufsuchen.

In Liedern und Geschichten wird das Leben der Roma oft romantisiert. Hat dieses Bild für Sie auch etwas Wahres?

Ja, natürlich! Es wird ja heute behauptet, diese romantisierende Sehnsucht schade den Zigeunern. «Zigeunerjunge, Zigeunerjunge, wo bist du geblieben», dieses wunderbare Lied von Alexandra, soll allen Ernstes rassistisch sein. Das diagnostizieren freilich solche Leute, die nie eine längere Zeit unter Zigeunern verbracht haben. Diese Heile-Welt-Bilder von Pferdekutschen, vom Unterwegssein, die Träume davon, nicht in einer Mietskaserne zu leben, sondern unter freiem Himmel, sind bei vielen Roma in Osteuropa noch sehr stark.

Wie offenbart sich das?

Sie erzählen oft davon, dass sie mit dem Leben, das sie jetzt führen, nicht glücklich sind. Vor allem jene, die in Armut leben.

Was macht für Sie die Kultur der Roma aus? Oder gibt es diese gar nicht?

Es ist schwierig, von einer einheitlichen Kultur zu sprechen. Man muss aufpassen, dass man nicht in einem Klischee landet. Aber Lehrer bestätigen den Kindern häufig ein hohes Mass an Musikalität. Es ist sicher kein Zufall, dass die Roma-Blaskapellen aus dem Balkan die hiesigen Konzertsäle zum Kochen bringen.

«Ich habe nie erlebt, dass mir die Roma die Tür verweigert hätten.»

Welches war Ihr schockierendstes Erlebnis auf Ihren Reisen?

Die Begegnung mit einer rumänischen Romni, die mir zwei Mädchen für sexuelle Dienste anbot. In diesem Moment wurde mir klar, dass es nicht nur eine Furcht vor den Zigeunern gibt, sondern auch eine Furcht um sie.

Was hat Sie am meisten beeindruckt?

Ein Ort in Rumänien, Blaj, wo ich regelmässig hinfahe. Erst letzte Woche war ich dort. Es ist einfach wunderbar, dass dort die Frage, ob einer Deutscher, Rumäne oder Zigeuner ist, einfach keine Rolle spielt.

Was haben Sie auf Ihren Reisen gelehrt?

Manchmal komme ich sehr erschöpft zurück. Ich sehe viele Dinge, die sich nicht zum Guten gewendet, die sich sogar verschlimmert haben. In solchen Momenten denke ich, ich habe gar nichts gelernt. Aber manchmal kehre ich auch zurück und denke, es ist beglückend, Menschen zu kennen, die nicht von unserer unterkühlten Beziehungslosigkeit infiziert sind. Die nicht so politisch korrekt sind wie wir. Die nicht jedes Wort dreimal abwägen und umdrehen, bevor sie es aussprechen. Die einfach nur leben.

BuchBasel. 24. bis 27. Oktober.

Rolf Bauerdick: Zigeuner. Volkshaus, Galeriesaal. 25. 10., 12.30 Uhr.

Roma-Autoren erzählen. Volkshaus, Unionsaal. 25. 10., 14 Uhr.

Krokodil-Lesung mit Konzert der Rock-'n'-Roma-Band KAL. Volkshaus, Festsaal. 25. 10., 21 Uhr.

Nachrichten

Barlach will sich mit Suhrkamp arrangieren

Hamburg. Suhrkamp-Minderheits-eigentümer Hans Barlach will seine künftige Rolle als normaler Grossaktionär des Verlags offenbar akzeptieren. Der «Welt» sagte Barlach: «Die Medienholding wird sich jetzt als Aktionärin mit dem Suhrkamp Verlag arrangieren.» Am Dienstag hatten die Gläubiger des insolventen Traditionsverlags den Sanierungsplan für das Unternehmen angenommen. SDA

Tom Hardy wird zu Elton John



Los Angeles. Mit «Rocketman» soll Elton Johns schillernde Karriere auf die Leinwand kommen. Johns Landsmann Tom Hardy («The Dark Knight Rises») hat den Zuschlag für die begehrte Rolle bekommen. Der Film soll die Wandlung «vom Wunderkind zur Musiklegende» zeigen. Elton John werde für die Verfilmung zahlreiche seiner Hits neu aufnehmen, hiess es. SDA

Nicht ganz dicht: Dach des KKL wird Baustelle

Luzern. Nicht nur der überhängende Teil des KKL-Dachs, sondern auch der über den Sälen ist weniger stabil als erwartet. Auch das sogenannte Warmdach muss deshalb aus Sicherheitsgründen sofort saniert werden. Das KKL Luzern war 2000 eröffnet worden. Das 112 Meter lange und 107 Meter breite Dach hätte eine Lebensdauer von 80 Jahren haben sollen. Bereits 2010 wurde gemerkt, dass das Vordach dringend saniert werden muss. SDA

Singen und singen lassen

Fish zeigte sich im Z7 in Bestform

Von Stefan Strittmatter

Pratteln. Fish ist eine imposante Erscheinung. Der 196 Zentimeter grosse Schotte muss am Mittwochabend nur auf die Bühne des gut besuchten Z7 schlendern, ein breites Grinsen und einen gestutzten grauen Bart im Gesicht, und schon hat er die Halle im Griff. Der 55-jährige Sänger und Texter strahlt eine väterliche Ruhe aus, eine starke Autorität, die er in homöopathischen Dosen gekonnt einzusetzen weiss.

Im zehnmütigen Opener «Perfume River» etwa blickt Fish so durchdringend in sein Publikum, als wolle er den «perfekten Albtraum in einer unperfekten Welt», den er besingt, jedem einzelnen in deutlichen Bildern vor die Augen rufen. Dann wischt er sich mit dem Halstuch die Schweissperlen vom kalten Kopf und legt seinen langen Arm um einen Unsichtbaren. Und man kann sich

gut vorstellen, wie man in dieser Pose mit Fish bis in die frühen Morgenstunden in einer Bar versackt und seinen Erzählungen lauscht.

Dann spielt sich die vierköpfige Band, die zuvor nur neblige Keyboard-Schwaden gelegt hatte, in den Vordergrund. Im Titelstück des aktuellen Albums «Feast of Consequences» strahlt die Rhythmsection aus einer bluesigen Strophe auf den Refrain zu, der sich mit massiven Bässen und dissonanter Gitarre zum mitreisenden Strudel entwickelt, derweil Fish mit metallischer Stimme vom Weltuntergang predigt. Das brandneue Material zeigt, wie wohl sich der Sänger in den abgespeckten Arrangements und tiefen Stimmlagen fühlt.

Ex-Frontmann von Marillion

Dennoch weiss der Künstler auch, dass ein Grossteil seines Publikums sehnsüchtig auf die Stücke wartet, die

er als Frontmann der Neuprog-Band Marillion von 1979 bis 1988 geprägt hat. «Ich schaue in mein Publikum und sehe, dass viele von euch auch den Schein haben», sagt er in gebrochenem Deutsch und streicht sich mit der flachen Hand über die spiegelnde Glatze. «Dies ist ein Lied von vor dem Schein!» Dann folgt das obligate «Script for a Jesters Tear», bei dem Fish die hohen Gesangsparts an sein dankbares Publikum abtritt.

Singen und singen lassen, ist denn auch das Motto des insgesamt zweieinhalbstündigen Konzerts: Fish übernimmt die neuen Songs (darunter das berührende «Blind to the Beautiful»), seine Fans die Marillion-Klassiker (herausragend: «He Knows You Know»), von denen die Band im Zugabeblock einen Grossteil in einem etwas konstruierten Medley abfeuert. Mit dem Trinklied «The Company» entlässt Fish sein begeistertest Publikum in die Nacht. «Bis zum nächsten Jahr!»

Ein Virtuose der leisen Töne

Seong-Jin Cho war Solist im Konzert mit dem Sinfonieorchester Basel

Von Silvan Moosmüller

Basel. Die Coop-Sinfoniekonzerte, tags darauf als Volkssinfoniekonzerte wiederholt, bieten grosse Musik zu günstigen Eintrittspreisen. Schuberts fünfte Sinfonie konnte sich zwar keinen Platz im Kanon der Meisterwerke sichern, doch weist dieses Stück in manchen Zügen auf seine ungleich bekanntere Schwester, die unvollendete Sinfonie Nr. 7, voraus: In ihrem Grundton zwar deutlich heller und lieblicher gestimmt, wird auch die Fünfte von Schauern gestreift. Im langsamen Satz mag man der betörend schönen Melodie bald nicht mehr ganz glauben, und das rasante Finale gerät durch plötzliche Ausweichungen nach Moll aus den Fugen.

Das Sinfonieorchester Basel war für diese «kleine» Sinfonie im Musiksaal gross besetzt, spielte aber unter der Leitung von Mikhail Pletnev erfreulich agil

und präzise. Die bald flinke, bald prunkvolle Streicherfraktion wurde von wohl dosierten Bläserfarben schattiert. Mikhail Pletnevs Vorliebe für getragene Tempi und einen vollen, kompakten Orchesterklang prägte bereits den Charakter des Adagios aus Schuberts Sinfonie Nr. 5. In der «Unvollendeten» blieb durch das langsame Tempo in beiden Sätzen viel Zeit für die Arbeit am Detail.

Fast zu viel der Langsamkeit

Bereits das liegende Fis des Einleitungsmotivs dehnte sich zur veritablen Fermate. Und selten hört man bei den unheimlichen Stellen die Tremoli in Cello und Bässen so deutlich heraus. Manchmal war es aber auch etwas zu viel der Langsamkeit. Etwa, als im zweiten Satz die Klarinettenkantilene nicht mehr unter einen Atembogen passte.

In der ersten Konzerthälfte sorgte der erst 19-jährige Pianist Seong-Jin

Cho mit einer glänzenden Darbietung von Chopins erstem Klavierkonzert für Aufsehen. Seine Spielfreude übertrug sich augenblicklich aufs Orchester, das zeitweise selbst ganz verduzt auf die Tasten startete. Die technische Brillanz des jungen Koreaners ist das eine. Frappierend war vor allem die Leichtigkeit in seinem Spiel. Ohne grosse Tempomodifikationen erreichte Cho im ersten und zweiten Satz einen Fluss, der die Musik zur unendlichen Melodie zusammenschmolz.

Das Konzertfinale und die «Heroische Polonaise», die Cho dem begeisterten Publikum als Zugabe draufgab, sprühten förmlich vor gestalterischem Einfallsreichtum. In Erinnerung bleiben aber hauptsächlich die feinen Nuancen zwischen dem Singen, Murmeln und Schimmern, die Chos Klavierkunst bereits in ihrem jungen Alter zu etwas ganz Besonderem machen.